Aus dem Tagebuch eines Präsenzdieners

von
Marco Seltenreich

Im Oktober 1993, als die Welle der Diskussionen um Präsenz- und Zivildienstreform noch nicht durch die Medien geisterte, war ich an der Reihe, meine Pflicht als österreichischer Staatsbürger zu erfüllen und mein ziviles Leben für acht Monate aufzugeben. Mit (wider Erwarten) bestandener HTL-Matura in der Tasche schwebte ich jedoch ohnehin auf einer Welle von Optimismus und beschloß, da ich dazu noch das Glück gehabt hatte, zur Grundausbildung in die Sanitätsschule Stammersdorf eingeteilt worden zu sein, die Sache ohne viel Aufsehen hinter mich zu bringen. Bereits drei Wochen vor dem Einrückungstermin erreichte mich ein Schreiben des Schulkommandanten, welches mich durch Passagen, wie *„...mit kameradschaftlichen Grüßen,...“* oder *„Viel Soldatenglück!“* schon darauf hinwies, daß ich bald in eine völlig andere Welt eintauchen würde. Weiters stand in dem äußerst freundlich gehaltenen Brief, daß ich *„meiner Soldatenzeit ohne negative Vorurteile entgegentreten sollte“*. Doch da einer meiner Freunde drei Monate vor mir eingerückt und mein Cousin UNO-Soldat am Golan gewesen war, versuchte ich mir ohnehin einzureden, daß es schon nicht so schlimm werden würde, wie alle anderen sagen.

Am 1. Oktober fand ich mich also kurz vor Elf in der Van-Swieten-Kaserne, Stammersdorf, ein und wurde gemeinsam mit einer Horde Leidensgenossen in einen Saal geführt, wo die Aufteilung in die einzelnen Züge stattfand. Am Weg in meinen Zugsbereich wurde mir noch gegen Unterschrift ein kleines, graues Täschchen ausgehändigt, welches sich als *„Feldbestecksatz“* entpuppte. Schließlich kam ich nach minutenlangem Herumirren beim richtigen Bereich an, wo mich schon drei Uniformierte hinter einem Tisch erwarteten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich in der Kaserne nur an den Gesten der Männer in Grün und der daraufhin folgenden Massenbewegung meiner Leidensgenossen orientieren können, denn aus irgendeinem Grund weigerte sich mein Gehirn, die Geräuschfolgen, die aus den Soldatenmündern kamen, als sinnvolle Worte bzw. Sätze zu identifizieren. Und auch jetzt konnte ich nur anhand der begleitenden Handbewegung meines Gegenüber erahnen, daß mir soeben die Frage gestellt worden war, ob ich in ein Raucher- oder Nichtraucherzimmer wolle. Überrascht über diese rücksichtsvolle Maßnahme stammelte ich *„Nichtraucher!“* und wurde mit einem schlichten *„Zimaneinadreisg!“* zu jenem Raum geschickt, der für die nächste Zeit mein Zuhause sein sollte.
Mit gemischten Gefühlen öffnete ich die Tür und betrat das Zimmer. Ich stellte fest, daß ich der letzte war und suchte mir nach einer zaghaften Begrüßung ein leeres Bett. Schon kurz darauf betrat ein Uniformierter den Raum und stellte sich als Korporal W. vor. Er erklärte uns mit tiefer Stimme, daß *„beim Heer die Betten nicht gemacht, sondern gebaut werdna“*. Mit diesen Worten nahm er ein Bündel Decken, breitete es aus und machte sich ans Werk. *„Zudeckna tut man sich zuerst mi´n Leintuch und erst dann mit der Wolldeckna, weil da sind die ganzen Wanzen und Läuse d´rin.“*, ließ uns der Korporal wissen. Weiters gab er uns einen Packen Formulare, die wir auszufüllen hatten und tat uns kund, daß wir die militärischen Dienstgrade, die auf einer Tafel an der Tür prangten, auswendig lernen müßten.
Kurz nachdem Korporal W. das Zimmer verlassen hatte, erschien Korporal E. in der Tür und grunzte etwas, das sich für mich wie *„Peter Neumann“* anhörte. Höflich teilte ich ihm mit, daß sich in diesem Zimmer kein Peter Neumann befände, und schloß aus seinem Gesichtsausdruck, daß mir mein Gehörsinn wieder einmal einen Streich gespielt hatte. Ein Zimmerkollege flüsterte mir ins Ohr, daß Korporal E. nach den ausgefüllten Formularen gefragt hatte, und ich beschloß in Zukunft so wenig wie möglich zu sprechen. Nach diesem peinlichen Intermezzo erhielten wir den Befehl, einen Zimmerkommandanten samt Stellvertreter zu bestimmen. Tja, da saßen wir nun: Acht Leute, die sich vor zehn Minuten zum ersten Mal in ihrem Leben getroffen hatten. Nach einigem sinnlosen Herumdiskutieren entschlossen wir uns dazu, die beiden Zimmerältesten mit dieser ruhmreichen Aufgabe zu betrauen. Zaghaft nannte jeder sein Alter und

zu meinem Glück fanden sich Christoph, ein 28-jähriger Bregenzer, und Martin, ein 25-jähriger Wiener, in diesen ungeliebten Positionen wieder. Korporal E. beglückte uns schon zwei Minuten später wieder mit seiner Anwesenheit und übergab uns gegen Unterschrift unsere Spindschlüssel und einen Zettel mit den Pflichten des Zimmerkommandanten. Diese bestanden hauptsächlich aus der Zimmermeldung, die immer dann zu ertönen hat, wenn ein Ranghöherer das Zimmer betritt. Diese lautete vorschriftsmäßig folgendermaßen: *„Herr ..... (Dienstgrad), Whm ..... (Name) meldet das Zimmer ..... (Zimmernummer) in der Stärke von 1:7 beim ..... (Tätigkeit)!"*. *„Und des üb´ma glei´ amoi!"* lautete der phantastische Vorschlag des Korporals. Mein Zimmerkollege aus Bregenz erhob die Stimme und....., ich verstand erneut kein Wort. Ich fühlte mich wie ein Teilnehmer am Turmbau zu Babel und machte mich innerlich schon auf acht Monate Kommunikations-Einzelhaft gefaßt. Nachdem wir wieder unter uns waren, machten wir uns genauer bekannt und ich stellte erleichtert fest, daß es auch Leute gab, die ich auf Anhieb verstand.Mitten im schönsten Kennenlernen ertönte am Gang ein Dezibelorkan, als dort jemand *„Dritter Zug in Zweierreihe am Gang austreten!"* brüllte. Wir trotteten nach draußen, wo die gesamte Mannschaft unserer Ausbildner postiert stand: Die bereits bekannten Korporäle W. und E., Korporal D. und Korporal G., keiner älter als zwanzig.

„Meine Herren", begann Korporal G. seine Eröffnungsrede, *„In Zukunft geht des schnölla! Hot a jeder sein Spind zug´sperrt?"* (Vereinzelte Nein-Fieper) *„Hot a jeder sei´ Eßbesteck und sei´ Trinkhäferl?"* (Lautere Nein-Rufe) *„Hot a jeder Zimmerkommandant sein Zimmer zug´sperrt und den Schlüssel einsteck´n?"* (Nein-Gebrülle) *„Dann ab in die Zimmer - WEGTRETEN! - DES GEHT SCHNÖLLA!"*

Von diesem Moment an war mir bewußt, daß von nun an diese Leute das Denken für mich übernehmen würden und mir wurde leicht flau im Magen. Ich war heilfroh, daß ich an einem Freitag eingerückt war, sodaß ich aller Voraussicht nach Samstag Mittag wieder aus der Kaserne kommen würde. Doch bis dahin sollte die Zeit sehr, sehr langsam vergehen... Ein paar Sekunden später standen wir wieder am Gang. Korporal G. brüllte: *„In Viererreihe vor der Lehrkompanie antreten! - DURCHFÜHREN!"* Wir begannen, in Richtung Treppenhaus zu laufen, als plötzlich alle Ausbildner wie am Spieß *„SCHNÖLLA!"* zu schreien begannen. Manchen Leuten brüllten sie es direkt ins Gesicht, wodurch diese aber auch nicht hurtiger wurden, da sich vor den Stiegen ein Stau gebildet hatte. Doch wir erfuhren sogleich die militärische Lösung für dieses Problem: *„Steigt´s über die Kameraden drüber!"* schrie ein Korporal. Schließlich standen wir vor der Lehrkompanie und gingen, nachdem die verzweifelten Versuche, eine Viererreihe zu bilden, von den Ausbildnern beendet worden waren, hinüber zum Speisesaal. Das Essen war zugegebener Maßen recht in Ordnung, das Soldatenheim hingegen war eine herbe Enttäuschung. Laut der Broschüre *„Ich mach mit"* (die Ergänzung *„ob ich will oder nicht"* im Titel wäre angebracht), die uns bei der Stellung ausgehändigt worden war, ist ein Soldatenheim *„ein Ort, wo man sowohl Dinge des täglichen Bedarfs (Zeitungen, Toilettenartikel.) als auch kleine Speisen, Getränke und Rauchwaren preisgünstig kaufen kann. Das Soldatenheim bietet sich in der dienstfreien Zeit auch als Ort der Begegnung mit den Kameraden an."* Unser Soldatenheim erfüllte diese Punkte leider nur in unbefriedigendem Ausmaß: Zwar konnte man dort Fressalien en masse erwerben, Dinge des täglichen Bedarfs konnten aus Platzmangel (2x3m-Festsaal) leider nicht feilgeboten werden. Zeitungen und sonstige garstige denkanregende Schriften standen ohnehin auf dem Index, dafür haben auf den fünf Sitzgelegenheiten sicher schon viele wunderbare Begegnungen zwischen Kameraden stattgefunden.

Nach dem Essen stellten wir uns vor der Bekleidungskammer an, um die Ausrüstung auszufassen. Jeder bekam ein Plastiksackerl in die Hand gedrückt und Korporal D. ließ uns wissen: *„Gut aufheben, ja? Den braucht´s später noch, klar?"* In der Bekleidungskammer füllte sich der besagte Sack mit olivgrünen Hosen, Hemden, Blusen, Jacken, etc. und wir wurden auf den Sportplatz geschickt, wo die Vollständigkeit der Ausrüstung überprüft wurde. Danach begaben wir uns in die Zimmer, stellten die Spindordnung her, warfen uns in die Heereskluft und lernten wie besessen Dienstgrade und Zimmermeldung, denn das aberwitzige Gerücht, daß man unter Umständen übers Wochenende in der Kaserne bleiben müßte, wenn irgend etwas nicht hinhaut, hatte inzwischen die Runde gemacht. Nach dem Abendessen führte man uns in den Vortragssaal, wo sich in Folge Schulkommandant, Kompaniekommandant und andere vorstellten. Auch ein Vizeleutnant, der nicht mehr ganz nüchtern zu sein schien, ergriff für zwei Stunden das Wort. Er erging sich in einer Kanonade von Selbstbeweihräucherungen über seine Heldentaten beim Heer und schloß die Feststellung, daß die Sanitätsschule nicht jeden aufnehme, mit dem leicht abgewandelten Zitat: *„Wir setzen uns ja keine Laus im Pelz ins Nest!"* Bis auf diesen Auftritt bekamen wir den Vizeleutnant in

den nächsten zwei Monaten nie mehr zu Gesicht. Inzwischen war es Mitternacht geworden und wir wurden in unsere Zimmer geführt, wo wir sehnsüchtig auf den Dienstschluß warteten. Doch jetzt sollte der Spaß erst losgehen!
Unsere Korporäle luden zum „*Maskenball*"! Darunter versteht man das rituelle Wechseln der Adjustierung am Beginn des Präsenzdienstes. Dauer: 1 Stunde. Und so hallte es in den Gängen von den Stimmen unserer Ausbildner wieder: „*AUSTRETEN! - In zwei Minuten mit Feldanzug 75 austreten! - WEGTRETEN! - AUSTRETEN - In zwei Minuten mit Sportadjustierung austreten! - WEGTRETEN! - AUSTRETEN! - In zwei Minuten mit Gefechtsadjustierung....*usw." Der Spaß dauerte bis 1 Uhr 30. Dann durften wir noch aus irgendeinem fadenscheinigen Grund zwei Dutzend Liegestütz in voller Gefechtsadjustierung mit Stahlhelm absolvieren, lernten unseren Zugskommmandanten-Stellvertreter, Offizierstellvertreter P., kennen und durften schließlich um 1 Uhr 45 schlafen gehen. Der Sinn des „*Maskenballs*", erklärte mir ein Ausbildner Wochen später, läge darin, die Ausrüstung anzuprobieren. In dieser Nacht gab es wahrscheinlich keinen Wehrmann, der nicht zutiefst frustriert und ang´fressen ins Bett geschlüpft wäre...
Um exakt 5 Uhr 45 wurde unser redlich verdienter Schlaf durch ein unmenschliches „*TAAAAGWACHE!*" beendet. Zwei Sekunden später stürzte bereits ein Korporal bei der Tür herein, brüllte „*AUSSE, AUSSE GEMMA!*" und war so schnell, wie er gekommen war, wieder verschwunden. Mühsam rappelten wir uns hoch, krochen zu unseren Spinden und kramten das Waschzeug heraus. Kurz darauf flog wieder die Tür auf und Korporal W. informierte uns: „*Waschna gemma uns mit nacktem Oberkörpna, is´ des klar?*". Dieses Befehles wegen hatten die freundlichen Leute vom Heer sogar die Zentralheizung abgedreht, damit wir uns nicht daran verbrennen konnten. Zitternd begaben wir uns in den Waschraum, wo bereits eine ganze Meute von zitternden Wehrmännern Einlaß begehrte. Auch die Toiletten („*Brunzna gemma mit nacktem Oberkörper, is´ des klar?*") waren hemmungslos überlastet und so warteten wir frierend bis wir endlich an die Reihe kamen. Nach Anziehen und Bettenbau hieß es „*Dritter Zug austreten!*" und wir flitzten schon bei der Tür hinaus.
Nun stand eine Zeremonie auf dem Programm, die sich jeden Tag wiederholen sollte: Zunächst wurde die interne Standeskontrolle durchgeführt, bei der jeder namentlich aufgerufen wurde und sich als Arzt- oder Rapportgeher melden konnte, anschließend ging es mit Besteck und Häferl zum Frühstück, dann kam das Reinigen der Zimmer und des Zugsbereiches und zum Schluß stand die „*Flaggenparade*" an, deren Sinn wohl niemand von uns jemals begreifen wird. Zur Flaggenparade fanden sich alle vier Züge der Sanitätsschule am Kasernenhof ein, wobei es jedesmal ein internes Wettrennen gab, welcher Zug als erstes in der Kälte stehen mußte. Anschließend wurde in Anwesenheit des Kompaniekommandanten die österreichische Fahne gehißt, zehn Sekunden in Ehrfurcht verharrt und dann wieder auf die Unterkunft abgetreten. Und auch beim Wegtreten rivalisierten die vier Züge, wer am längsten in der Kälte verharren mußte. Unglücklicherweise gewann unser Zug meistens beide Bewerbe.
Nach diesem Ritual begaben wir uns zum Truppenarzt, wo die Einstellungsuntersuchung durchgeführt wurde. Anschließend faßten wir Sturmgewehr, Schutzmaske, Munitionstaschen, etc. aus. Korporal E. belehrte uns, daß von nun an das Auffinden eines unverschlossenen Spindes schwerwiegende Folgen für den Besitzer haben würde. Schließlich stand ja ab jetzt eine Waffe darin. Der Rest des Tages ging für Putzen drauf. In unser panischen Angst, auch das Wochenende in der Kaserne verbringen zu müssen, arbeiteten wir wie die Wahnsinnigen. Um 12 Uhr 15 hieß es dann endlich „Vom Dienst abtreten!".
Zu Hause erlebte ich das deprimierendste Wochenende meines jungen Lebens und verbrachte Stunden damit, mich zu fragen, wieso ich mich nicht für den Zivildienst entschieden hatte...
Das erste Wochenende verging wie im Flug und die Stunde X, Sonntag 24 Uhr, rückte unerbittlich näher. Als ich die Wache passiert hatte, wurde mir erst richtig bewußt, daß ich möglicherweise die nächsten sechs Tage nicht mehr aus der Kaserne kommen würde. Bedrückt räumte ich in der Dunkelheit mein Zeug in den Spind („*Kein Licht mehr nach 22 Uhr, um die Kameraden nicht zu stören!*") und kroch ins Bett.
Ein zärtliches „*TAAAGWACHE!*" eröffnete die Morgenroutine: Anziehen, Bettenbau, Morgentoilette, Frühstück, Flaggenparade und Reinigungsdienst. Zur allgemeinen Verblüffung hing an diesem Tag sogar der Dienstplan im Zugsbereich aus. Allerdings war es der von letzter Woche, aber so konnten wir wenigstens nachlesen, was wir letzten Freitag und Samstag offiziell gemacht hatten. Der Vormittag wurde von den restlichen Untersuchungen beim Truppenarzt ausgefüllt und am Nachmittag machten wir Bekanntschaft mit der Schutzmaske. Übrigens, wenn einem das Wort „*Gasmaske*" über die Lippen kam, fand man sich schnell in Liegestützausgangsstellung wieder. Uns wurde befohlen, mit Kampfgurt,

Schutzmaske und Regenschutz am Gang auszutreten. Nach dem üblichen „*SCHNÖLLA!*“ und „*DES GIBT´S JO NET!*“ ergriff Korporal G. das Wort: „*Bursch´n, jetzt nehmt´s amoi den Füta und schüttelt´s ihn! Wenn´s scheppert, dann is´ a hin. Des mocht daweil aber nix!*“ (Lautes Scheppern erfüllte den Gang) „*Jetzt schraubt´s den Füta in die Maske und setzt´s es auf.*“ Zögernd streifte ich mir die Maske über und erfuhr sogleich eine 80%-ige Verminderung meines Gehör-, Seh- und Geruchssinnes. Als Bonus gab es ein paar klaustrophobische Anfälle, die laut E. „*völlig normal*“ sind. Als kleine Auflockerung wurden jetzt zwanzig Kniebeugen befohlen, die durch das erschwerte Atmen in der Maske zur Höllenqual wurden. Nach einer kurzen Verschnaufpause wurde uns die korrekte ABC-Alarmadjustierung erklärt: Schutzmaske aufsetzen - Regenschutz überziehen - Schutzhandschuhe anziehen. Und wieder verblüffte uns Korporal E. mit der grandiosen Idee: „*Und des üb´ma glei´ amoi!*“ Plötzlich schrien alle Ausbildner „*AC-Alarm!! SCHNÖLLA!!!*“ Den Korporälen des vierten Zuges, die uns mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen beobachteten, bot sich ein Bild der Hilflosigkeit: Dutzende bekamen den Verschluß ihrer Schutzmaskentasche nicht auf, andere konnten sich die Maske nicht über den Kopf ziehen und die, die es geschafft hatten sie aufzusetzen, fanden durch die Beeinträchtigung des Sehsinnes ihre Handschuhe nicht mehr, die zehn Zentimeter vor ihnen auf dem Boden lagen. „*Des muaß normal in zehn Sekunden geh´n!*“ munterten uns unterdessen unsere Ausbildner auf.

Nach zehn Minuten standen wir endlich alle in AC-Alarmadjustierung am Gang und lauschten den Schimpftiraden von Korporal G. Plötzlich erschien Korporal E. verschmitzt lächelnd und hielt etwas in der Hand, das auch den anderen Ausbildnern ein Grinsen ins Gesicht zauberte. „*Ganz zufällig*“ hatte der aufmerksame Mann einen Spindschlüssel gefunden. Zwei Sekunden später waren unsere Köpfe nur mehr ein paar Zentimeter vom Boden entfernt und wir pumpten mit der aufgesetzten Schutzmaske. Trotz zimmerweiten Umfragen konnte nie aufgeklärt werden, wessen Spindschlüssel Korporal E. da gefunden hatte. Böse Stimmen behaupteten gar, es wäre sein eigener gewesen. Doch wir hatten nicht viel Zeit, uns wegen dieser Lappalien Gedanken zu machen. Schon marschierten wir in Zugsformation Richtung Lehrsaal. Am Weg dorthin machte ich Bekanntschaft mit einem neuen Wort aus dem Bundesheer-Wortschatz: „*Es gibt ka Blubbern in der Einteilung!*“ ließ Korporal G. uns wissen. Im Lehrsaal trafen wir wieder auf Offizierstellvertreter P., der uns die Alarmpackordnung erklärte. Bei einem Alarm sollte jeder Soldat seinen gesamten Spindinhalt in einer Zeit von 15 Minuten in zwei Rucksäcke gestopft haben und in Gefechtsadjustierung marschbereit sein. Das Problem war, wenn man seine Sachen nicht nach einem gewissen System in den Rucksack packte, reichte der Platz nie und nimmer aus, um alles hineinzubringen. Also notierten wir uns brav, was wohin zu packen sei. Nachdem sich Offizierstellvertreter P. entfernt hatte, stand eine Stunde „*Beobachten und Melden*“ bei Korporal D. auf dem Programm. Der Unterricht bestand hauptsächlich im Abschreiben von Overheadfolien, die gespickt waren mit Rechtschreibfehlern. Inzwischen war es dunkel geworden und wir marschierten wieder Richtung Lehrkompanie, als uns Korporal W. wieder eine neue Art lehrte, wie man beim Heer ausdrückt, daß in der Einteilung nicht gesprochen wird. Er schrie: „*S´ gibt ka Redna!*“ Dieses „*-na*“ am Ende jedes Hauptworts avancierte zum Markenzeichen von Korporal W. Nach einer Reihe von Vorträgen wurden wir schließlich um 22 Uhr vom Dienst entlassen und entdeckten dabei eine doppelbödige Heeresregel: Nach Dienstschluß steht es einem frei, die Kaserne bis Zapfenstreich (24 Uhr) zu verlassen. Für jeden, der in der Kaserne bleibt, gilt ab 22 Uhr Bettruhe. Da wir jedoch erst um 22 Uhr Dienstschluß hatten, waren wir alle um 22 Uhr in der Kaserne, woraus folgte, daß wir alle ins Bett zu gehen hatten. Bitte? Nicht kapiert? Macht nichts, ich verbrachte auch die folgende Nacht damit, über diese Regel nachzudenken. Vor dem Einschlafen arbeitete jedoch noch die Gerüchteküche. Ob es heute Nacht einen Alarm geben würde, war das Gesprächsthema Nr. 1.

Am nächsten Tag hing, oh Wunder, der aktuelle Dienstplan im Zugsbereich und eine Traube von Wehrmännern hatte sich heftig diskutierend darum gruppiert. Ich erkämpfte mir einen Weg nach vorne und erblickte die Ursache der lautstarken Debatten: Unter Donnerstag stand in fetten Lettern „*Gefechtsübung GÜPL Korneuburg, Dienstschluß: 24 Uhr*“. Demotiviert erledigte ich meine Morgentoilette. Auch die Korporäle hatten unsere Diskussion verfolgt und ließen uns wissen: „*Ja, ja, übermorgen gemma Gatschhupf´n!*“ An diesen Tag hatten wir unsere erste Ausbildungsstunde am StG 58. Wir versammelten uns am Sportplatz und ließen uns auf unserem Regenschutz nieder. Als erstes erklärte uns Korporal W., wie man die Waffe richtig hält: „*So hoit ma´d Waffna!*“ sprach er während er mit dem Gewehr im Anschlag unsere Reihen abschritt. „*Und wann si´ was tut, dann schiaß´ma. Ratatata und*

olle san tot!" demonstrierte er uns mit glitzernden Augen.
Am Nachmittag lernten wir die Geländeausnutzung (Gleiten, Robben, Kriechen) kennen und hörten alle mit Entsetzen, wie Offizierstellvertreter P. zwischendurch „*AC-ALAAAARM!*" rief. Das Chaos war groß und die Adjustierung eine Katastrophe. Schimpftiraden begleiteten uns auf unserem Marsch zurück zur Unterkunft. Aber wenigstens stand für die nächste Stunde Unterricht im Lehrsaal am Dienstplan. Beim Austreten vor die Lehrkompanie hatten die Ausbildner mittlerweile einen neuen Makel entdeckt, mit dem sie uns auf Trab halten konnten. Ein Soldat hat im Freien stets eine Kopfbedeckung zu tragen. Und jedesmal fanden sich ein paar Wehrmänner, die in der Hektik des Austretens („*Steigt´s über die Kameraden drüber!*") vergaßen, das Kapperl aufzusetzten. „*Homma a Kapperlbefreiung?*" und ähnliche Sprüche rückten dem ungezogenen Wehrmann jedoch schnell wieder den Kopf zurecht. Im Lehrsaal lernten wir unseren Zugskommandanten, Vizeleutnant S., kennen, dessen Brust mit Rotes-Kreuz-Medaillen behängt war. Er teilte uns mit, daß er uns in Erster Hilfe unterrichten würde und erzählte uns gleich einmal etwas von seinen Heldentaten als Rettungsfahrer beim Samariterbund. Ehe er uns alle Großtaten fertiggeschildert hatte, war die Stunde auch schon um. An diesem Tag schickte man uns relativ früh ins Bett, was uns ziemlich verdächtig vorkam, zumal am nächsten Tag Gefecht war.
Um 5 Uhr Früh bestätigten sich unsere dunklen Vorahnungen: „*ALAAARM!*" tönte es durch die Gänge und wir begannen, im Halbschlaf unsere Spinde auszuräumen. Alles in allem benötigten wir 45 Minuten bis wir mit Sack und Pack am Gang standen. Anschließend hieß es schon Aufsitzen und wir fuhren mit MTWs Richtung Korneuburg. Der GÜPL (Garnisonsübungsplatz) war ein Wald, der mit speziellen Gruben, Steilhängen, etc. präpariert worden war. Wir teilten uns in Gruppen auf und errichteten einen Gruppensammelplatz. Anschließend kam der Befehl zum Tarnen und wir stopften Gras und Blätter in die Tarnnetze unserer Stahlhelme und beschmierten uns gegenseitig mit Ruß oder Tarnfarbe. Inzwischen hatten sich auch unsere Ausbildner getarnt und sahen aus wie die Indianerhäuptlinge auf dem Kriegspfad. Der Vormittag diente zum Üben der Geländeausnutzung und wir robbten und glitten bis wir im wahrsten Sinne des Wortes schwarz waren. Bei einem Angriff auf eine andere Gruppe robbten wir nämlich auf eine Stelle zu, an der die anderen zuvor ihre menschlichen Bedürfnisse (und zwar die, die nicht im Waldboden versickern) abgeladen hatten. Ein humaner Angehöriger der anderen Gruppe wollte uns warnen, doch sein Korporal brachte ihn mit dem schadenfrohen Ausruf „*Ka Wort!*" zum Schweigen. Das Wehklagen der vordersten Leute unserer Gruppe war groß und die Schande stank zum Himmel. Das Mittagessen brachte eine weitere leidvolle Erfahrung mit sich. Das Essen aus dem Feldgeschirr, einem bohnenförmigen Blechnapf, erwies sich als kulinarischer Holocaust. Egal, wie oft man das Geschirr wusch und ausspülte, man konnte deutlich riechen, welches Gericht sich zuletzt darin befunden hatte. Außer dieser geschmacklichen Beeinträchtigung des Eßvergnügens machte uns auch das Sitzen mit Kampfgurt und Gewehr zu schaffen. Getreu der Regel, daß ein Soldat seine Waffe niemals alleine läßt, gingen wir mit der geschulterten Waffe abwaschen und sogar urinieren. Letzteres führte zu peinlichen Szenen, wenn der Tragriemen mitten während des Wasserlassens von der Schulter rutschte.
Nach der Mittagspause wurden wir abermals in Gruppen aufgeteilt. Zuerst durften wir mit unserer alten Freundin, der Schutzmaske, spielen und in AC-Alarmadjustierung durch die Gegend koffern. Danach faßten wir Knallpatronen (K-Patronen) aus und legten uns im Halbkreis mit unseren Waffen nieder. Wir übten in Folge das Laden und Entladen des Sturmgewehres, wobei das Risiko, daß sich jederzeit ein Schuß lösen konnte, nicht gerade die Moral der Truppe steigerte. Die nächsten zwei Stunden saßen wir auf einem Hügel (militärischer Name: „*Kugelfang*") und übten Beobachten und Melden.
Inzwischen war es auch schon dunkel geworden und wir versammelten uns am Gruppensammelplatz, um ein letztes Mal die Ausbildner zu wechseln. Unser letzter Unterricht für den heutigen Tag hieß „*Gefechtsformationen*". Man muß dazu sagen, daß unsere Gruppe zufälligerweise ausschließlich aus Brillenträgern bestand, und wir dadurch in der Dunkelheit ein gewisses Handicap aufwiesen. Spätestens um 20:00 Uhr konnten wir die Handzeichen des Ausbildners beim besten Willen nicht mehr erkennen und tappten wie die Blinden durch die Dunkelheit. Endlich gelangten wir auf dubiosen Schleichwegen wieder zurück auf den Gruppensammelplatz und warteten schweigend auf den ersehnten Befehl zur Abfahrt. Als wir um ca. 21:30 Uhr in die Kaserne einfuhren, hatten wir nur ein Ziel vor Augen, nämlich so schnell wie möglich in unsere Betten zu fallen. Doch unser Zugskommandant lehrte uns ein neues Bundesheer-Motto: „*Zuerst das Gerät, dann der Soldat!*", was im Klartext bedeutete, daß wir zunächst das Sturmgewehr und die Uniform reinigen mußten, bevor uns erlaubt wurde, uns in die Duschen zu bege-

ben. Also hockten wir getarnt und dreckig wie die Schweine auf den Betten und bemühten uns, den Dreck aus der Waffe zu kratzen. Der Gestank im Zimmer war schier unerträglich und der Fußboden sah bald aus wie ein Acker. Um 23:30 Uhr wurde endlich die Duscherlaubnis ausgesprochen und es setzte eine Massenflucht in die Waschräume ein.
Wenigstens war man so human gewesen, das Programm der nächsten zwei Tage weniger anstrengend zu gestalten. So wurden uns Freitag und Samstag Impfungen verabreicht und wir hörten diverse Vorträge und Belehrungen. Freitag wurde uns ein Film über Ernährung beim Heer angekündigt und wir versammelten uns im Speisesaal, wo der Fernseher aufgebaut worden war. Zwei Uniformierte mühten sich vergeblich ab, den Videorecorder zum Laufen zu bringen, weswegen wir ca. 2 Minuten gezwungen waren, eine Werbesendung ohne Ton zu konsumieren. Als eine Werbung für Überraschungseier begann, in der mehrere Zeichentrickeier die Hauptrolle spielen, bemerkte ein „*Kamerad*" treffend: „*Schaut´s, a Füm übers Bundesheer - Lauter Eierschädeln!*" Es folgte eine Reihe von Dokumentationen, die mit dem Prädikat „*Besonders Langweilig*" ausgezeichnet worden waren und schön langsam senkte sich so mancher Kopf auf die Brust, es war immerhin schon nach 23:00 Uhr, und leise Schnarchgeräusche erfüllten den Saal. Da schritten die Ausbildner ein und ließen alle, die schliefen, aufstehen. Zehn Minuten vor Mitternacht stand schließlich beinahe der ganze Saal und wir wurden endlich ins Bett geschickt.
Die Drohung, am Wochenende nicht nach Hause gehen dürfen, falls das Zimmer nicht ordentlich gereinigt ist, hatte gegenüber letzter Woche schon einiges an Wirkung verloren. So taten wir nur das Notwendigste und machten uns einen schönen Tag. Das zweite Wochenende in meiner Bundesheerkarriere verlief eindeutig gelassener als das erste, da mir klar geworden war, daß die übertriebene Disziplin und Härte, die an den ersten zwei Tagen geherrscht hatte, nur Show war, um uns Neuankömmlinge zu „unterwerfen".
Inzwischen war die dritte Woche unserer Grundausbildung angebrochen und schön langsam durchschauten und beherrschten wir die militärische Lebensweise. Wir begannen auch, einige Schwachstellen im System zu entdecken, die wir natürlich heftigst ausnutzten. Es war zum Beispiel nichts einfacher als sich beim Truppenarzt, bzw. den Mann, den wir für den Truppenarzt hielten, eine Befreiung oder eine Innendienstfähigkeit zu holen. Zufälligerweise traf ich einen alten Schulfreund von mir im Heeresspital, der ein paar Monate zuvor die Grundausbildung in Stammersdorf absolviert hatte, und der mir ein paar Tricks verriet, wie man sich vor unangenehmen Sachen drücken kann. Eine Möglichkeit, dem Morgensport zu entfliehen, war z. B., sich in der Früh als Arztgeher zu melden, zwei Stunden im Heeresspital zu sitzen und anschließend zur Truppe zurückzukehren. Auch wenn man den Arzt mit Durchfall konfrontierte, waren einem zumindest zwei Tage Innendienst sicher. Dafür hatte man ernste Probleme, wenn man einmal wirklich krank war. Als ich z. B. wegen Herz- und Kreislaufbeschwerden ankam, bekam ich den Rat „*Tun´s viel trinken!*". Wie auch immer, für diese Woche stand ein zweitägiges Gefecht auf dem Dienstplan und da hieß es rechtzeitig vorsorgen. Doch dazu später...
Unsere militärische Ausbildung war mittlerweile soweit fortgeschritten, daß wir „*Habt acht!*", „*Ruht!*" und Salutieren konnten. Auch über Fliegerabwehr, Feuerkampf und ABC-Selbstschutz waren wir schon belehrt worden. Am Samstag hatte es bereits einen Test mit Offizierstellvertreter P. darüber gegeben, bei dem bei Versagen mit Konsequenzen zu rechnen war. Wir erhielten auch Besuch von zwei Herren der Wiener Städtischen in grell gemusterten Sakkos, die uns über eine Präsenzdienerversicherung informierten, die sich letztendlich als völlig wertlos entpuppte. Sie kostete zwar nur 60,- im Monat, man erhielt jedoch nur eine Entschädigung, wenn man im Dienst zum Krüppel geschlagen wurde oder verstarb. Besonders im Gedächtnis blieb mir ein Satz, der den Charakter dieser Bauernfängerei hervorragend beschreibt: „*Und wenn´s dann im Spital liegen, rufen´s einfach bei der Versicherung an, verlangen´s mich und ich bin schon mit dem Scheck unterwegs.*"
Doch zurück zum zweitägigen Gefecht. Just an dem Tag vor der Übung wurde ich von einem heftigen Durchfall befallen, der den Arzt leider zwang, mich innendienstfähig zu schreiben. Am nächsten Tag rückten die anderen aus, während ich mit ca. 30 anderen in die Hände eines mir unbekannten Zugführers übergeben wurde. Den Oberbefehl über unsere Truppe hatte ein Vizeleutnant, der wegen seines reptilhaften Aussehens irgendwann den Spitznamen „*Vizeleutnant Jurassic*" bekommen hatte. Den Vormittag verbrachten wir großteils mit dem Reinigen der Gänge und Waschräume. Am Nachmittag saßen wir im Lehrsaal und ließen uns von diversen Vorträgen und Filmen berieseln. Vizeleutnant Jurassic schneite ab und zu herein und lobte uns, daß wir einen Weg gefunden hätten, in der Kaserne zu bleiben, während

sich die anderen im Wald den Arsch abfroren. Der Abend wurde dann durch diverse Extraübungen, wie das Zusammenbauen des Sturmgewehres im Dunklen, etc. versüßt. In der Früh gab es einen Alarm, was zugegebenermaßen etwas stressig war, aber immer noch besser, als die Nacht im Freien zu verbringen. Auch am nächsten Tag sahen wir diverse Filmchen bis schließlich um 17:00 Uhr die „*Kameraden*" eintrudelten und fluchend ihre Sachen reinigten.
Die folgenden Geschichten über das Gefecht brachten mir meine Zimmergenossen zu Gehör: Laut mehreren Augenzeugen schmissen die volltrunkenen Korporäle nachts Piraten in Stellungen, wo Wehrmänner lagen. Glücklicherweise wurde niemand verletzt, aber, wer die Wirkung dieser Knallkörper kennt, weiß, daß es ohne weiteres zu Verletzungen hätte kommen können. Es wurde auch eine Latrine gebaut, die danach aber komischerweise von niemanden benutzt wurde. Auf die Kampfbereitschaft von Korporal E. hatte der Alkohol eine im wahrsten Sinne des Wortes verheerende Wirkung. Zunächst rannte er bei einer Verhaftung gegen einen Baum, anschließend rutschte er beim Führen einer Gruppe im sumpfigen Gelände aus und fiel in den Dreck. Er konnte dieses Mißgeschick allerdings durch den geistesgegenwärtigen Ruf „*Decken!*" retten. Auf jeden Fall war jeder froh, daß man diese zweitägige Tragödie hinter sich gebracht hatte. Als Sanitäter blieb uns wenigstens die „*Feldwoche*" erspart, die sonst fixer Bestandteil jeder Grundausbildung ist.
Rechtzeitig vor dem nächsten Wochenende waren die Test von vorigem Samstag verbessert worden. Aus ungeklärten Gründen waren jedoch einige Arbeiten spurlos verschwunden. OStv P. las die Noten vor und verkündete, daß jene Leute, die sich auf den heutigen Test einen Fünfer einhandeln würden, nächsten Samstag nachsitzen müßten. Aber die Hauptsache war, daß wir wieder ein Wochenende erreicht hatten. Wir sahen der offiziell letzten Woche unserer militärischen Grundausbildung entgegen.
An dieser Stelle möchte ich auch einige Worte über die anderen Züge verlieren. Wir hatten ziemlich schnell herausgefunden, daß wir das große Glück gehabt hatten, in den dritten Zug gekommen zu sein. Wir teilten uns den Gang mit dem vierten Zug, der fast ununterbrochen wegen irgendwelcher Lappalien auf dem Gang stand und Liegestütz machte. In den Reihen deren Ausbildner war ein gewisser Zugführer V. , der wegen seines etwas kleinwüchsigem Äußeren an einigen Komplexen zu leiden schien. Seine Begeisterung galt vor allem zwei Dingen: Zum einen war er ein Verfechter der strengen militärischen Disziplin und dachte sich wegen der lächerlichsten Sachen absurde Strafen aus, zum anderen war er ein Freund des militärischen Liedgutes. Schon ab der dritten Woche exerzierte der vierte Zug singend. Es kam sogar einmal zu einer Nachschulung nach Dienstschluß, weil ein Lied falsch gesungen worden war. Zudem war Zugführer V. ehemaliger Staatsmeister in einer asiatischen Kampfsportart und hatte dadurch auch eine extreme Vorstellung bzgl. des Morgensports seiner Männer. So befahl er eine Dehnungsübung, bei der sich die Leute gegenseitig auf die gedehnten Gliedmaßen zu steigen hatten, um die Wirkung zu erhöhen. Oft mußte sein Zug auch 10km mit Gesang zurücklegen. Doch wie so oft beim Bundesheer hatten auch bei uns zu viele unqualifizierte Leute, die oft noch nicht einmal in der Lage waren, auf sich selbst aufzupassen, den Befehl über andere. Unterstützt wurde Zugführer V. von einem Stab von Ausbildnern, die zum Großteil ebenfalls in diese Gruppe einzuordnen waren. So ergaben sich zum Teil perverse Strafen wie das „*Frühstücken mit Schutzmaske*" oder am Gefecht das „*Tragen eines Baumstumpfes*" wegen nichts und wieder nichts. Derartige Absurditäten fanden sich aber auch in anderen Zügen. So trafen wir des öfteren Wehrmänner, die den ganzen Tag eine 5kg-Eisenkugel herumtragen mußten, weil sie ihr Gewehr fallen gelassen hatten.
Der Höhepunkt der letzten Ausbildungswoche war sicherlich die Angelobung, die am Freitag am Rathausplatz stattfinden sollte. Sowohl unserem Kompaniekommandanten, Hauptmann K., als auch unseren Ausbildnern war die Nervosität deutlich anzumerken. Was, wenn wir die Kaserne blamieren würden? Was, wenn der Einmarsch nicht funktionieren würde? Um solchen Pannen vorzubeugen, fanden wir uns täglich im Kasernenhof ein, um unter dem Kommando des Kompaniekommandanten stundenlang zu exerzieren. Wir gingen auch das Angelobungsritual durch, um wirklich jeden Zwischenfall auszuschließen. Einen Tag vor dem „*Festtag*" fuhren wir schließlich mit MTWs in die Maria-Theresien-Kaserne, um gemeinsam mit den anderen Einheiten den Ablauf zu proben. Unser fürsorglicher Korporal D. hatte uns geraten, Besteck und Trinkbecher mitzunehmen, falls wir in der MTK essen sollten, also stopften wir die unförmigen Trinkgefäße in unsere Taschen. In der MTK angekommen, marschierten wir auf unseren Platz und lauschten ergriffen den Worten jener Offiziere, die uns noch einmal den Ritualablauf eintrichterten. Nach der Probe richtete Hauptmann K. noch einige Worte an uns und es kam, wie es kommen mußte: Er

entdeckte an einigen Wehrmännern seltsame Ausbuchtungen an den Taschen und amüsierte sich königlich, als wir alle die Trinkbecher hervorholten. Zurück in der Kaserne erhielt Korporal D. einen Anschiß und kam sich anschließend zu uns ausweinen, daß er es doch nur gut gemeint hatte. Ich kam mir immer mehr vor wie im Kindergarten.
Am Freitag war es schließlich soweit: Unsere Offiziere warfen sich in ihre Ausgehuniformen und erinnerten uns noch einmal, daß heute ein ganz besonderer Tag für uns sei. Wir konnten uns dieser Festtagsstimmung jedoch nicht so ganz anschließen. Nur einer aus unserer Mitte *„begoß"* den feierlichen Anlaß, als er auf unserer Fahrt zum Rathaus im ersten Bezirk aus dem MTW pinkelte. Am Rathausplatz waren schon die Menschenmassen versammelt und auf einer Tribüne tummelten sich Politiker, die zur Imageaufbesserung erschienen waren. Mit großem Trara betrat Bundespräsident Klestil die Szene und schritt die Reihen ab. Dann folgten scheinbar kein Ende nehmende Ansprachen und das Treuegelöbnis, bevor den Angehörigen endlich gestattet wurde, sich zu ihren Schützlingen zu begeben. Schon bald wimmelte es in unseren Reihen von stolzen Verwandten, die auf der Suche nach *„ihrem"* Soldaten waren. Das ganze erweckte den Eindruck eines modernen Sklavenmarktes, denn wir hatten den Befehl, nicht aus der Formation zu treten, und kamen uns ziemlich dumm und ausgestellt vor. Beim Abmarsch ins Rathaus bekamen wir auch die Gardemusik zu sehen, in der ein Pony (im Gleichschritt) die Pauke zog, auf das wir später noch zu sprechen kommen werden. Endlich wurden die Angehörigen gebeten, sich wieder zurück hinter die Absperrungen zu begeben, und mit einem *„schneidigen"* Marsch zogen wir ins Rathaus ein, wo wir ein feudales Mahl genossen, das uns zumindest teilweise für die Entbehrungen unserer bisherigen Bundesheerzeit entschädigte. Das Wichtigste an der ganzen Angelobung war jedoch der Umstand, daß wir den darauffolgenden Samstag frei hatten.
Endlich hatten wir das offizielle Ende unserer militärischen Grundausbildung erreicht und gingen dementsprechend glücklich ins Wochenende. Am Montag mußten wir jedoch feststellen, daß der Hauptmann nichtsdestotrotz einen 20km-Marsch für Mittwoch auf den Dienstplan gesetzt hatte. Zu unserem Kompaniekommandanten, Hauptmann K., ist noch ergänzend zu bemerken, daß er ein großer Anhänger des Laufsports war, weswegen der Fußballplatz, der uns vor den Fenstern unserer Unterkunft lockte, zu einem nutzlosen Unkrautbeet avancierte. Wie überall beim Heer war auch hier Spaß ausdrücklich verboten, obwohl sich bei einem zünftigen Fußballspiel vielleicht nicht so viele vor dem Morgensport gedrückt und die Anstrengungen gerne in Kauf genommen hätten. Aber nein, unsere Ausbildner zogen es vor, mit uns stupide im Kreis zu laufen, weswegen der Andrang beim Morgensport stetig abnahm und die Bänke im HSP täglich voller wurden.
In dieser Woche wurde es uns auch endlich ermöglicht, nach 4 Wochen die Bettwäsche samt Wanzen zu tauschen. Dabei spielte sich eine Szene ab, die charakteristisch für die Arbeitsweise des österreichischen Bundesheeres ist. Als wir mit unseren, zu Bündeln verschnürten, Bettüberzügen auf dem Weg in die Bekleidungskammer waren, wurden wir von einem unserer Ausbildner angebrüllt, weswegen wir die Bettwäsche nicht ordentlich zusammengelegt hätten. Also trotteten wir wieder zurück in unsere Zimmer und kamen den Wunsch des Korporals nach. In der Bekleidungskammer nahm der Wirtschaftsunteroffizier unseren fein säuberlich zusammengelegten Stoß, schüttelte jeden Überzug auseinander und schmiß ihn auf einen großen Haufen. Und das war bei weitem nicht die einzige Situation, in der sich Befehle von zwei verschiedenen Leuten aufhoben bzw. völlig konträre Informationen beinhalteten. Der Vollständigkeit halber sollte an dieser Stelle auch eine weitere Bestrafungsart, die meist auf dem Weg von der Unterkunft zum Speisesaal Verwendung fand, erwähnt werden: Der *„Satellit"*.
Dabei muß der Bestrafte rund um die marschierende Einheit laufen. Einen Tag vor dem endgültigen Ende unserer militärischen Grundausbildung betraten unsere Ausbildner den Lehrsaal mit kleinen Heftchen, die einen Panzererkennungskurs beinhalteten. Dieser vom Ministerium entwickelte Kurs sollte in einer Stunde durchgearbeitet werden, doch schon beim Betrachten der ersten Seite konnte ich feststellen, daß das Niveau dieses Lehrgangs ziemlich tief angesiedelt war. Dort stand, quasi als Erklärung und Hilfe für die folgendes Seiten ungefähr folgendes: *„Wenn Sie Ihr Auto auf dem großen Parkplatz eines Einkaufszentrums abgestellt haben, haben Sie sicher Schwierigkeiten, es nach den Einkäufen wiederzufinden. Nach welchen Kriterien erkennen Sie ihr Auto?"*Ich glaube, daß man diesem Abschnitt nichts mehr hinzufügen muß.
Einen Tag vor dem 20km-Marsch hatten wir unsere Schießübung mit dem StG 58. Zu diesem Zweck pilgerten wir auf den Schießplatz Stammersdorf und nahmen dort zunächst Aufstellung. Das anschließen-

de Ausfassen der Munition erstreckte sich über einen Zeitraum von 1,5 Stunden. Das eigentliche Schießen wurde jedoch schon nach wenigen Minuten beendet, da man aufgrund des Nebels nicht einmal bis zur Zielscheibe sehen konnte. Also verbrachten wir wieder eine Stunde damit, die ausgefasste Munition zurükkzugeben, und machten uns wieder auf den Heimweg. Auf die Idee, vor dem Ausfassen der Munition nachzusehen, ob die Bedingungen für eine Schießübung überhaupt gegeben sind, war natürlich niemand gekommen.
An diesem Tag betrat unser Zugskommandant, Vizeleutnant S., mit stolz geschwellter Brust den Lehrsaal und verkündete, daß er eine tolle Nachricht für uns hätte. Unsere Gedanken kreisten schon um freie Tage, usw., doch es handelte sich lediglich um die Erlaubnis, die Kaserne in Uniform verlassen zu dürfen. Die nächsten zwei Stunden wurde uns erklärt, was man in diesem Aufzug alles darf und welche Dinge allerstrengstens verboten sind. Das Lächerlichste war zweifelsohne das Verbot, Regenschirme zu tragen. Wie auch immer, der Vortrag schien kein Ende zu nehmen, da unser Zugskommandant euphorisch auf die hohe Ehre dieser Erlaubnis hinzuweisen versuchte. Als er schließlich fragte, wer denn nun beabsichtige, dieses Privileg in Anspruch zu nehmen, hob kein einziger die Hand und Vizeleutnant S. verließ schmollend den Raum. Am nächsten Tag stand der bereits erwähnte Marsch auf dem Programm und wir verließen in Anbetracht der uns erwartenden Unanehmlichkeiten nur ungern die Betten. Mit Sturmgewehr und in voller Montur kletterten wir in die MTWs, die wir, wie sich später herausstellte, nicht mehr so schnell verlassen sollten. Die Fahrer hatten nämlich einige Schwierigkeiten, zum Ausgangspunkt des Marsches, den Gießhübl zu finden. Also fuhren wir ca. zwei Stunden in der Gegend umher, bis wir schließlich unser Ziel erreichte. Aber es war, wie gesagt, der letzte Programmpunkt unserer Ausbildung und wir bogen auch diesen Tag herunter.
Als wir am Ende dieses Tages in unserem Zimmer saßen, ließen wir das erste Monat beim Heer Revue passieren. Neben einer Reihe von Sachen, die einem ernsthaft am Sinn der österreichischen Landesverteidigung zweifeln lassen, hatten wir jedoch auch einen Aspekt gefunden, dem wir tatsächlich positiv gegenüberstanden: Es hatte sich durch die gemeinsamen Erlebnisse eine tiefe Freundschaft zwischen uns gebildet. Ich konnte mich mit dem Wort „*Kameradschaft*" nie so recht anfreunden, aber hier scheint es das einzige Vokabel zu sein, das diese Beziehung beschreiben kann. Okay, es war eine beschissene Zeit gewesen, aber man konnte jederzeit mit Leuten, die gezwungenermaßen in der gleichen Situation waren, reden und so auf eine gewisse Art und Weise seinen Frust loswerden. Es hatte auch Zeiten gegeben, wo man sich verdammt hilflos vorgekommen war. Das Problem, daß man Leuten ausgeliefert ist, die keinerlei Qualifikationen aufweisen , um die Verantwortung für andere zu übernehmen zu können, habe ich ja schon zur Sprache gebracht. Der §4 der Allgemeinen Dienstvorschrift für das Bundesheer, „*Der Vorgesetzte hat seinen Untergebenen ein Vorbild soldatischer Haltung und Pflichterfüllung zu sein. Er hat sich seinen Untergebenen gegenüber stets gerecht, fürsorglich und rükksichtsvoll zu verhalten und alles zu unterlassen, was ihre Menschenwürde verletzen könnte*", bringt, glaube ich, jeden, der beim Heer war, zum Lachen. Im Gegenteil, jene, die es ohnehin schon schwer hatten, weil sie irgendwie anders waren, wurden rücksichtslos niedergemacht. Keine Frage, daß man disziplinäre Mangelerscheinungen bestrafen muß, aber Leute, die z.B. an Komplexen leiden und wirklich nichts für ihre Situation können, werden sich durch sinnloses Gebrüll und idiotische Strafen sicher nicht zum Positiven ändern. Auch die Vorbildwirkung der Ausbildner ist mehr als fraglich. Wie soll man vor Personen, die beinahe rund um die Uhr angetrunken angetroffen werden, noch Respekt haben? Auch die eklatante Ausländerfeindlichkeit, die (leider nicht nur) beim Bundesheer herrscht, erfüllt einen mit Betroffenheit. Es ist klar, daß man einen Haufen Ausbildner nicht stellvertretend für das ganze Heer ansehen kann, doch wenn man diesen Leuten schon die Macht gibt, anderen Personen Befehle zu geben, sollte man zumindest dafür sorgen, daß erstens deren IQ zweistellig ist, oder sie, zweitens, ihre persönlichen Ansichten, gewisse Themen betreffend, für sich behalten.
Beim Beginn der Sanitätsausbildung stießen auch ein paar Soldaten aus anderen Kasernen zu uns, die gleichfalls an diesem Kurs teilnehmen wollten bzw. dazu befohlen worden waren. Unter ihnen war auch ein gewisser Gefreiter H., der uns auf den ersten Blick etwas suspekt vorkam. Wer schon einmal mit dem Bundesheer zu tun hatte, weiß, daß zwischen einem Wehrmann und einem Gefreiten so gut wie kein Unterschied besteht. Unser neuer „*Kamerad*" schien davon jedoch nichts zu wissen. Er stolzierte am Gang herum und gab uns Befehle, die wir jedoch nur mit Gelächter beantworteten. Wie wir später erfuhren, hatte er sich als Zeitsoldat beim Heer verpflichtet. Er hatte die Sonderschule besucht und wurde von

Kaserne zu Kaserne versetzt, weil anscheinend niemand etwas mit ihm anfangen konnte. Einmal verkündete er stolz, daß er es bis zum Vizeleutnant bringen wird. Na ja, vielleicht ist das Heer wirklich der geeignete Arbeitgeber für ihn, denn wenn man sich so manchen Unteroffizier ansieht, zweifelt man nicht daran, daß H. sein Berufsziel erreichen wird. Denn jeder, der eine gewisse Zeit beim Heer ist, wird befördert, egal ob er putzt oder kämpft. Ein paar Sterne auf der Schulter mögen vielleicht über die militärische Befehlsgewalt entscheiden, doch Respekt und Anerkennung muß man sich erst verdienen. Aus dem ersten Zug, in den ausschließlich angehende und fertige Mediziner eingerückt waren, wurden uns zwei Ärzte zugeteilt, die uns in „*Erste Hilfe*", „*Hygiene*", „*Anatomie*" und „*ABC-Schutz*" unterrichten sollten. Die restlichen Gegenstände, „*Sanitätsrecht*", „*Verbandslehre*" und „*Verwundetentransport*", sollten uns von Heeresangehörigen nahegebracht werden. Schon vom ersten Tag unserer Sanitätsausbildung an deckten uns unsere Ausbildner mit den aberwitzigsten Drohungen ein, was passieren würde, wenn wir die Prüfung nicht schaffen. Doch da wir bereits im ersten Monat mitbekommen hatten, daß man Drohungen beim Bundesheer nicht ernstzunehmen braucht, machten wir uns auch hierüber keine Gedanken. Und wir sollten rechtbehalten: Nach unserer ersten Verbandslehrestunde, in der wir Dreieckstuch und Mullbinde nicht einmal in der Hand gehabt hatten, sondern Korporal G. die Zeit mit müden Witzen totgeschlagen hatte, wußten wir, welches Niveau wir zu erwarten hatten. Die Ärzte aus dem ersten Zug zeigten zu Beginn der Ausbildung noch einen Hauch von Motivation, der jedoch nach einigen Tagen abrupt versiegte. Als wir dann erfuhren, daß die Abschlußprüfung vor einer Kommission stattfinden sollte, waren wir wieder etwas verunsichert, doch dazu später.

Eines Tages erhielten wir die beunruhigende Nachricht, daß, der bereits erwähnte, Zugsführer V. vom vierten Zug für zwei Stunden das Kommando über uns übernehmen sollte. Erwartungsvoll saßen wir im Lehrsaal, als Zugsführer V. den Raum betrat. Aufgrund seiner Liebe zum militärischen Liedgut, hätten wir eigentlich wissen müssen, was uns nun erwartete. Zufälligerweise befand sich in unserem Zug ein gelernter Sänger, der nun von Zugsführer V. dazu gezwungen wurde, uns das Stück „*Ob Sturm uns bedrohet von Norden*" beizubringen. Abgesehen von dem lächerlichen pseudo-heroischen Inhalts des Liedes erheiterte uns auch noch die Ausführung durch Zugsführer V., dessen musikalisches Talent im krassen Gegensatz zu seiner Begeisterung stand. Den enorm großen Wert dieser Lieder für die militärische Ausbildung zeigt jedoch der Titel „*Es zog ein Regiment*", den wir gottlob nicht lernen mußten. In diesem Lied, das schon mein Vater vor dreißig Jahren zu singen hatte, heißt es wörtlich: „*Ach, schwarzbraunes Mädel, warum weinest du so sehr? Es mußte einmal sein, er mußte einmal rein. Du kannst nicht ewig Jungfrau bleiben*". Und da heißt es immer, daß man beim Heer nichts fürs Leben lernt!

Schleppend zog sich unsere Sanitätsausbildung, die wir bis auf ein paar Gefechte ausschließlich im Lehrsaal verbrachten, dahin und wir sahen schön langsam der Prüfung entgegen. Unseren Korporälen, die in ein paar Tagen abrüsten sollten, war der Übermut deutlich anzumerken. Abgesehen von dem Umstand, daß sie seit zwei Wochen beinahe ununterbrochen in volltrunkenem Zustand ihren Dienst versahen, zeigten sie sich von der menschlichen Seite und waren sogar ab und zu in der Lage, ein normales Gespräch mit uns zu führen. Sie gestanden uns, daß ihnen das Heer ebenso wie uns gestohlen bleiben kann, und sie militärisch total desinteressiert sind. Doch wenn man diese Leute zwei Stunden später sieht, wie sie sich mit glänzenden Augen über die effizientesten Tötungsarten in Vietnam unterhalten, kann man dieser Aussage nicht viel Glauben schenken. Einmal betraten sie den Lehrsaal mit einer Videokassette und erklärten uns, daß wir zur Auflockerung nun einen Film zu sehen bekommen würden. Es folgte eine Folge der Serie „*NAM - Einsatz in Vietnam*", die unsere Korporäle mit Euphorie verfolgten. Durch die neue Offenheit unserer Ausbildner erfuhren wir auch einige höchst interessante Geschichten, von denen ich ihnen besonders eine nicht vorenthalten will: Korporal G., der als Zeitsoldat schon länger in Stammersdorf gewesen war, berichtete uns von einem Gefecht, an dem Offizierstellvertreter H. mehrere Flaschen Hochprozentiges zu sich genommen hatte. Als es dunkel geworden war, begab es sich, daß der Kompaniekommandant von besagten Offizierstellvertreter einen Gefechtsbericht hören wollte. Das Problem war nur, daß dieser inzwischen nicht mehr in der Lage war, alleine zu stehen, geschweige denn, zu reden, weswegen Korporal G. ihn am Kragen hielt und für ihn das Sprechen übernahm, was wegen der Dunkelheit nicht auffiel. Inwieweit man dieser Erzählung Glauben schenken darf, möchte ich jedem selbst überlassen, doch der Alkoholmißbrauch bei Heer ist leider nicht nur eines von unzähligen Klischees, sondern traurige Realität. In unserer Kaserne gab es sogar eine komplett eingerichtete Bar für die Ausbildner, wo sie in jeder Pause anzutreffen waren. Korporal E. torkelte sogar eines Nachts um 2 Uhr

Früh in ein Zimmer und brüllte „*Tagwache!*“. Dementsprechend gereizt reagierten die Korporäle dann auch in der Früh, wenn sie mit roten Augen und schmerzenden Schädeln bei der Flaggenparade standen.
Schließlich war der Tag der Prüfung gekommen und Diskussionen über die Kommission machten die Runde. Zufälligerweise mußte unser Zimmer den Prüfungsreigen eröffnen. Als wir den Lehrsaal, der zum Prüfungszimmer umfunktioniert worden war, betraten, merkten wir, daß auch die Geschichten über die Kommission nichts als Schall und Rauch gewesen waren. Die einzigen Leute im Raum waren unsere zwei Ärzte und unser Zugskommandant samt Stellvertreter. Wir durchliefen die Prüfung mit Leichtigkeit und beobachteten noch eine Weile die Belegschaft unseres Nachbarzimmers, die öffentlich bekundet hatte, daß sie nichts für die Prüfung gelernt hatte. Es war bezeichnend für den Charakter dieser „*kommissionellen*“ Prüfung, daß beinahe alle bestanden, obwohl einer nicht einmal die Lunge am anatomischen Modell zeigen konnte. Ein Freund von mir aus einem anderen Zimmer fiel dafür durch, weil es gewagt hatte, auf eine Frage von Vizeleutnant S. zu erwidern, daß wir das nie durchgenommen hätten. Wenn man bedenkt, daß dieses Zeugnis auch für das zivile Leben umgeschrieben werden kann, zweifelt man doch erheblich an diesem System. Den Rest des Tages verbrachten wir gemütlich auf unserer Unterkunft, wo wir den Abschluß unserer Zeit in Stammersdorf begossen.
Am letzten Tag, den wir in Stammersdorf verbringen sollten, erfuhren wir neben den Kasernen, in die wir versetzt werden sollten, auch noch eine Reihe von Geschichten und Wahrheiten. So beichtete der gefürchtete Zugsführer V., den stets heroische Geschichten von seinem UNO-Einsatz am Golan umgeben hatten, daß er in Wirklichkeit als Koch in Zypern gedient hatte, da kein anderer Platz mehr frei gewesen war. Kurz vor Mittag hieß es dann Abschied nehmen. Einige blieben für den Rest der acht Monate im HSP, andere hatten sich freiwillig zur VBK (Vorbereitende Kaderübung) gemeldet, um Ausbildner zu werden, und der Rest machte sich auf den Weg in eine ungewisse Zukunft in einer anderen Kaserne. Bezeichnenderweise meldeten sich alle Vorbestraften aus unserem Zug, darunter auch Leute, die wegen Körperverletzung polizeibekannt sind, als Ausbildner und wurden auch ohne weiteres akzeptiert.
Es war ein seltsames Gefühl, von jenen Leuten Abschied zu nehmen, mit denen man in den letzten zwei Monaten durch alle Tiefen des Bundesheerlebens gegangen war, und ein Hauch von Sentimentalität war zu spüren, als wir zum letzten Mal die Kontrollformalitäten der Wache über uns ergehen ließen. Ich war als Sanitätsgehilfe in das Krankenrevier der VPW (Vega-Payer-Weyprecht)
Kaserne zugeteilt worden. Aus diesem Grund hatten wir uns am nächsten Tag in der Früh in der Radetzky-Kaserne einzufinden, wo wir neuerlich Kleidung und Ausrüstung ausfassen sollten. Deprimierenderweise gaben in der dortigen Bekleidungskammer gerade die Abrüster ihren Kram zurück und bedachten uns mit mitleidigen Scherzen. Das Ausfassen der Ausrüstung dauerte, wie alles beim Heer, eine Ewigkeit, aber schließlich standen wir doch mit Sack und Pack im Kasernenhof und warteten auf jemanden, der uns in die VPW-Kaserne bringen sollte. Tatsächlich kreuzte schon nach kurzer Zeit ein Heeres-Kfz mit dem Rotkreuz-Emblem an den Seiten auf, dessen Fahrer sich uns als Christian vorstellte. Bereits während der Fahrt erfuhren wir von ihm, daß wir mit dieser Kaserne das große Los gezogen hätten. Herwig, einer meiner Sanitätskollegen für die nächsten sechs Monate, konnte mit der Geschichte aufwarten, daß bereits sein Cousin Sanitäter in dieser Dienststelle gewesen war und den ganzen Tag mit Tischtennisspielen verbracht hatte. Als wir die Wache passiert hatten, bot sich uns ein enttäuschender Anblick: Die Kaserne machte auf uns einen, im wahrsten Sinne des Wortes, „*verheerenden*“ Eindruck. Nach dem guten Zustand der Van-Swieten-Kaserne war es deprimierend, hier den Putz von den Wänden bröckeln zu sehen. Auch das Krankenrevier, im hintersten Eck der Kaserne gelegen, machte von außen einen demotivierenden Eindruck. Noch bevor ich das Innere betreten hatte, konnte ich mir schwer vorstellen, daß ich hier die nächsten sechs Monate verbringen sollte. Am Eingang erwarteten uns schon die „*alten*“ Sanitäter, die bereits in Zivilkleidung durch die Gegend liefen, und Vzlt. F., der für den Rest unseres Präsenzdienstes unser direkter Vorgesetzter sein sollte. Da die alte Mannschaft bereits am nächsten Tag abrüsten sollte, blieben ihnen nur ein paar heiße Stunden, in denen sie uns einschulen konnten. In rasendem Tempo wurden uns tausend verschiedene Formulare unter die Nase gehalten, wir unterschrieben dicke Dienstvorschriftsmappen, die wir „*uns dann irgendwann einmal durchlesen sollten*“ und bekamen im Grunde genommen überhaupt nichts mit. Da unsere Vorgänger jedoch nicht den Eindruck erweckten, als ob sie Intelligenzbestien wären, machten wir uns keine allzu großen Sorgen, daß wir dieses Problem nicht in den Griff bekommen würden. Als uns unsere Unterkunft gezeigt wurde, wußten wir zwei Dinge: Erstens,

daß wir alle eine Heimschläfer bekommen würden, und zweitens, daß Stammersdorf eine Kaserne der Luxusklasse sein mußte. In dem Raum befanden sich nämlich nur zwei, nicht überzogene, Betten ein paar Stühle und ein halbes Dutzend Spinde. Ich murmelte Stoßgebete, daß ich in diesem „*Stall*" niemals eine Nacht verbringen müßte. Nach dem Mittagessen erhielten wir tatsächlich die ersehnte Heimschläfergenehmigung und bekamen von unseren Vorgängern alle Gerüchte, betreffend das gemütliche Leben in dieser Kaserne, bestätigt. Nachdem die alte Mannschaft um 1:30 Uhr nach Hause geschickt worden war, verglichen wir unsere ersten Eindrücke und stellten übereinstimmend fest, daß diese Kaserne das Beste war, was uns hätte passieren können. Unsere Dienstzeiten waren: Mo-Fr: 7:00 - 16:15 Uhr, Samstag und Sonntags: Dienstfrei. Dazu war dies scheinbar das einzige Krankenrevier Wiens, das keine stationären Patienten aufnahm.
Am darauffolgenden Tag lernten wir auch den Arzt kennen, der jedoch nur als Vertretung für den tatsächlichen Medizinmann des VPW-Krankenreviers ordinierte. Unsere Vorgänger versuchten noch einmal vergeblich, uns in die Geheimnisse des Praxisbetriebes einzuweihen, doch als sie am Nachmittag johlend abrüsteten saßen wir noch immer mit tumbem Gesichtsausdruck vor den Formularen. Vzlt F. war also in der nicht gerade beneidenswerten Lage, sein Sanitätspersonal völlig neu einschulen zu dürfen, was verständlicherweise nicht immer ohne heftigere Zurechtweisungen geschah, wenn wir uns wieder einmal hoffnungslos in den unendlichen Weiten des militärischen Aktendschungels verlaufen hatten. Kurze Zeit später lernten wir auch Dr. B., den tatsächlichen Truppenarzt kennen, der sich bei der tagtäglichen Ordination mit Vzlt F. mittels unvergleichlichen Doppelkonferenzen in kommunikative Ringkämpfe verwikkelte, wenn es darum ging, wer von den beiden in einer gewissen Sache recht hätte. Dabei konnte es auch zu skurrilen Szenen kommen, wenn z.B. ein Patient schon mit aufgerollten Ärmeln vor dem Arzttisch saß, während sich Truppenarzt und Vizeleutnant noch darüber stritten, ob der Mann nun geimpft wird oder nicht. Die beiden waren ein eingespieltes Team, in dem Vzlt F. die medizinischen Urteilssprüche des Doktors, begleitet mit seiner Meinung darüber, zu Papier brachte. Genau an diesem Punkt begann unsere Arbeit. Wir mußten diese Ambulanzprotokolle für die Ewigkeit in diversen Krankenbüchern und Akten archivieren. Schon nach ein paar Wochen beherrschte jeder von uns mehr oder weniger gut seine Aufgabenbereiche und wir lernten, bisher für unmöglich gehaltene, Annehmlichkeiten des Heereslebens kennen. Nach unserem täglichen Besuch im Aktendschungel, der bis ca. 10:00 Uhr dauerte, konnten wir tun und lassen, was wir wollten, natürlich nur, solange wir stets einsatzbereit waren. Durch den Kontakt zu den Patienten war es uns auch vergönnt, Absurditäten und Geschichten aus den anderen Bereichen des Kasernenlebens, wie der Küche oder der Wache, zu vernehmen.
Überhaupt schienen wir, die Sanitäter, eine besondere Stellung unter den Grundwehrdienern zu haben. Zu der Kaserne bleibt neben den bereits erwähnten baulichen Auffälligkeiten nur zu sagen, daß die militärische Disziplin, die uns in der Grundausbildung eingetrichtert worden war, wohl ausschließlich in den ersten dreißig Tagen nach dem Einrücken gelten dürfte. Salutiert wurde so gut wie nie und als sich bei uns ein Hauptmann blicken ließ, der mit den Worten „*Hauptmann Kratochwil meldet sich mit einer Bitte*" ins Zimmer trat, war uns klar, daß hier auch die Bedeutung der Dienstgrade etwas durcheinandergeraten war. Grund für diese Absurdität war der Umstand, daß in unserer Kaserne die freiwilligen Kaderübungen stattfanden, in denen Zivilisten saßen, die wieder einmal für zehn Tage zum Heer eingezogen worden waren.
Bis auf die bitteren Momente, in denen man Vzlt F. beichten mußte, daß man wieder einmal Scheiße gebaut hatte, gab es ein problemloses Auskommen. Unser Vorgesetzter glich gottlob auch sonst in keiner Hinsicht den üblichen Berufssoldaten, weswegen man mit ihm auch über die Institution Bundesheer diskutieren konnte, ohne auf taube Ohren zu stoßen. Er war auch der einzige Bundesbedienstete in den ganzen acht Monaten, der sich bemühte, uns die Zeit als Soldaten so angenehm wie möglich zu machen. Sobald die Arbeit ordnungsgemäß erledigt war, konnten wir jederzeit auf seine Unterstützung hoffen, wenn es darum ging, die Zeit in der Kaserne sinnvoll zu gestalten. So wurde uns auf sein Engagement hin gestattet, die Kraftkammer, die normalerweise nur den Chargen und Milizangehörigen vorbehalten ist, zu benutzen.
Natürlich fanden sich auch in dieser militärischen Liegenschaft aberwitzige Skurrilitäten, die hier nicht unerwähnt bleiben soll: Schon nach ein paar Wochen ließ uns ein Patient wissen, daß ein Wehrmann rechtliche Schritte gegen einen Unteroffizier unternehmen wird, weil ihm dieser den Pudding weggegessen hatte. Ein anderes Mal kehrte unser SanKW-Fahrer von einer benachbarten Kaserne zurück, wo er

sich eine Unterschrift in der Kraftfahrer-Kanzlei abholen hätte sollen. Leider befand sich im zuständigen Büro kein einziger Unterzeichnungsberechtigter, da alle Offiziere im Kasernenhof mit ferngesteuerten Autos spielten. Es gab in der Kaserne sogar skurrile Gebrauchsgegenstände, wie den taktvollen Schmierblock, auf dessen Rückseite ein Patezettel gedruckt war, dessen Überschrift *„Zum Gedenken an den im Dienst verunglückten Kameraden"* lautete. Die Krönung der Heeresabsurditäten ist jedoch die Geschichte der zwei Pferde *„Blitz"* und *„Donner"*, deren hundertprozentiger Wahrheitsgehalt jedoch in Frage zu stellen ist. Die zwei Vierbeiner ziehen die Pauken bei der Gardemusik und beherrschen sogar die zugehörigen militärischen Kommandos, wie *„Im Schritt Marsch"* und *„Ruht"*. Das eigentlich skurrile an den zwei Ponys war jedoch die Tatsache, daß sie wegen ihrer langjährigen Zugehörigkeit zum österreichischen Bundesheer die Dienstgrade *„Zugsführer"* und *„Wachtmeister"* bekleideten, weswegen theoretisch jeder Wehrmann, Gefreiter oder Korporal vor den beiden Pferden salutieren müßte! Von einem Ausbildner aus Stammersdorf wurde uns auch eine absurde Erklärung geliefert, weshalb die beiden Gäule nicht den gleichen Rang hätten, obwohl sie beide gleich lang beim Heer sind: Angeblich soll einer der Vierbeiner während einer festlichen Parade sein Geschäft verrichtet haben und aus diesem Grund degradiert worden sein. Ich weiß, diese Geschichte klingt einfach unmöglich, und es mag auch sein, daß sie nichts weiter ist als ein guter Gag. Aber ich muß sagen, daß man nach acht Monaten, in denen man beinahe täglich mit Szenen konfrontiert wird, die aus einem Monty-Phyton-Film stammen könnten, man auch diese Story durchaus für glaubhaft hält.
Selbstverständlich sorgten auch einige Patienten mit diversen Aktionen für ungetrübte Heiterkeit. So wurden wir eines Tages von einem aufgeregten Korporal angerufen, der berichtete, daß einer seiner Leute blau verfärbte Arme hätte. Kurz darauf erschien der Betroffene selbst im Krankenrevier und ließ sich von unserem VzIt begutachten. Die Arme sahen tatsächlich so aus, als leide der Mann unter Durchblutungsstörungen. Mit großem Trara wurde der Patient ins Heeresspital geführt, wo das Rätsel schließlich gelöst wurde: Auf dem Befund, den wir ausgehändigt bekamen, stand schlicht und einfach *„Patient gibt an, in blauer Bettwäsche zu schlafen"*. Charakteristischerweise meldete sich der Mann kurz darauf als Zeitsoldat. Bei einem anderen Fall fuhr ein Soldat selbst ins Heeresspital, weil ihm die, kurz vorher verordneten, Einlagen drückten. Auch hier sorgte ein einziger Satz auf dem Befund des Orthopäden für ungestüme Heiterkeit in unseren Reihen: *„Patient hat Einlagen falsch eingelegt."*
Schön langsam vergingen die Monate und wir bekamen immer mehr Einblick in den Alltag des Kasernenlebens. Eine Sache, die einem eklatant ins Auge stach, war die starke Unterbeschäftigung, die sowohl in Offizierskreisen als auch unter den Grundwehrdienern herrschte. Neben dem bereits erwähnten Zwischenfall mit den ferngesteuerten Autos erregte auch ein anderes Vorkommnis mein Interesse, das diesen Umstand ähnlich gut beschreibt: Eines Tages stürmte ein aufgebrachter Oberleutnant ins Krankenrevier, der lautstark nach einem meiner Kameraden verlangte, der es gewagt hatte, sein Auto neben den Vehikeln einiger Offiziere in einer Parkverbotszone abzustellen. Wenn einmal ein Offizier seine Zeit damit zubringt, Parksünder in einer Kaserne, wo es wegen dem riesigen Gelände wirklich egal ist, wo man parkt, zu jagen, weiß man, daß das Bundesheer nicht mehr viel mit Landesverteidigung zu tun hat. Natürlich war auch diese Kaserne nicht vom Alkoholproblem verschont geblieben. Als einer unserer Sanitäter von einer Schießübung zurückkehrte, berichtete er von einem Heurigenbesuch, bei dem niemand außer ihm nüchtern in die Kaserne zurückgekehrt war. Verschiedene andere Soldaten berichteten mir von einer Werkstatt, in der hinter einer Wellblechwand ein Heurigen eingerichtet worden war, und im Soldatenheim standen die Gösser-Sechserpacks mit Sicherheit an der Spitze der Verkaufshitparade.
Und nicht nur wegen all jenen Sachen, die auf diesen Seiten beschrieben worden sind, zweifle ich an der Sinnhaftigkeit unserer Landesverteidigung, sondern auch wegen folgenden Erlebnisses vom 23. März 1994. Um 13:29 Uhr heulten an diesem Tag plötzlich alle Sirenen in der Kaserne auf. Niemand schien sich dabei etwas zu denken, denn es wurde nichts Außergewöhnliches unternommen oder versucht, eine Erklärung für diesen ungewöhnlichen Zwischenfall abzugeben. Am nächsten Tag mußten wir in der Zeitung lesen, daß versehentlich im Rathaus ein Großalarm für ganz Wien ausgelöst worden war, und sich Tausende von geschockten Wienern in den Kellern verschanzt hatten, während in unserer Kaserne kein einziger Notiz davon genommen hatte. Diese Verhaltensweise sagt wohl alles über die Effizienz unseres Heeres aus, das im Falle eines Kriegsausbruches wohl als Letzter davon Wind bekommen würde.
Wenn ich die acht Monate beim österreichischen Bundesheer Revue passieren lasse, muß ich sagen, daß sich beinahe ausnahmslos alle Klischees, die dieser Institution nachgesagt werden, voll und ganz bestä-

tigt haben. Ich wundere mich auch, daß sich das Landesverteidigungsministerium fragt, wieso das Heer so ein schlechtes Image in der Öffentlichkeit hat, wenn man gleichzeitig nichts unternimmt, um diverse Schwachstellen zu verbessern. Es ist kein Wunder, daß sich immer mehr Österreicher für den Zivildienst entscheiden, obwohl er, nach den neuesten Beschlüssen, zwei Monate länger dauert und schlechter bezahlt ist. Denn wer will schon acht Monate seine Selbständigkeit aufgeben und zulassen, daß unqualifizierte Leute das Denken für einen übernehmen? Abgesehen ist es auf jeden Fall intellektuell stimulierender, wenn man sich in den Dienst einer sozialen Sache stellt, als acht Monate an der Sinnhaftigkeit einer Sache zu zweifeln. Doch das Heer hat auch durchaus seine positiven Eindrücke bei mir hinterlassen. Ich hatte in den letzten Monaten genug Zeit um über ein Dutzend Bücher zu lesen, dieses Essay zu verfassen und mich mit zahlreichen anderen Sachen zu beschäftigen, für die ich bis jetzt immer zuviel zu tun hatte. Außerdem hatte ich die Gelegenheit, zahlreiche Freundschaften zu knüpfen, die mit Sicherheit die Zeit des Grundwehrdienstes überdauern werden. Doch es überwiegt die Enttäuschung über die verschwendete Zeit, die für eine sinnlose Sache vergeudet wurde...

(Wien, Dezember 1993 - Mai 1994)